

Replik

Die Schülerin hat gelernt – der Schüler lernt noch

Geschlechterdiskriminierung an den Schulen hat sich erst über die Jahre eingeschlichen. Mit der Entwicklung zu einem kapitalistisch-bürgerlichen Gesellschaftsmodell wurden die Frauen für den privaten Bereich zuständig erklärt und der Unterricht angepasst.

Katharina Kellerhals

Ich wundere mich über das «Wundern von Bern» im «Bund» vom 7. Juli: Wird mit dem entspannt strickenden Mädchen und dem schreiben müden Buben auf dem Wandbild am Markus-Schulhaus wirklich die «zukünftige klare Rollenteilung» angekündigt, geht es auf diesem Bild sogar um «Sexismus»? Eher nein – ein Blick zurück kann uns zeigen, wie sich in der Tat Diskriminierung im Schulbereich eingeschlichen hat, obwohl die Berner Volksschule vor 187 Jahren egalitär organisiert war.

Nach der Französischen Revolution und dem politischen Umsturz in Bern 1831 erhielten die Frauen zwar keine politischen Rechte, aber die liberale Regierung verankerte die Idee der Gleichberechtigung in der Volksschule: Mit dem ersten Gesetz für eine öffentliche Primarschule von 1835 wurde der kirchlich orientierte Unterricht von einem allgemeinbildenden, flächendeckenden



Das strickende Mädchen am Schulhaus Markus in Bern. Foto: mos

Unterricht für eine zukünftige demokratische Gesellschaft abgelöst. Der «sowohl für Knaben wie für Mädchen unerlässliche Unterricht» beinhaltete Wissensfächer, und auch Kleinkinderschulen waren im Schulorganismus integriert und staatlich subventioniert. Die revolutionär egalitäre Volksbildungsidee war nicht unumstritten, entwickelte sich vorerst aber kontinuierlich weiter.

Mit der Entwicklung zu einem kapitalistisch-bürgerlichen Gesellschaftsmodell wurden nun aber Frauen – obwohl zur Existenzsicherung die Hälfte werktätig war – für den privaten Bereich zuständig erklärt.

Inspiziert von der internationalen Arbeitsschulbewegung, welche im praktischen Unterricht einen willkommenen berufsbildenden Nutzen für beide Geschlechter erkannte, beschloss die konservative Berner Regierung im Jahr 1862, Handarbeiten nur für Mädchen in den Fächerkanon der Volksschule aufzunehmen. Die im Kanton Bern zahlreich ausgebildeten, auf den Arbeitsmarkt drängenden Lehrerinnen konnten so, zur Zufriedenheit ihrer männlichen Kollegen, mit Handarbeitsunterricht beschäftigt werden. Dieses neu geschlechterspezifisch differenzierte Schulprogramm unterstützte und verfestigte wirksam die Entwicklung des arbeitsteiligen bürgerlichen Gesellschaftsmodells.

Nachdem die Berner Rekruten bei den eidgenössischen Rekrutenprüfungen im schweizerweiten Vergleich regelmässig miserabel abgeschnitten hatten, beschloss die Berner Regierung, am Ende der obligatorischen Schulzeit Austrittsprüfungen durchzuführen, um

Hinweise über den offenbar mangelhaften Primarschulunterricht zu erhalten: Alle Knaben und Mädchen wurden flächendeckend in Aufsatz, Lesen, Rechnen und Realien geprüft. Die Knaben waren durchschnittlich leicht besser im Rechnen und den Realien, die Mädchen erzielten eindeutig bessere Resultate im Aufsatz und im Lesen, waren aber auch im Gesamtdurchschnitt deutlich besser.

Dieses erstaunliche Ergebnis war alarmierend, denn während die Mädchen im Handarbeitsunterricht beschäftigt waren, erhielten die Knaben Turnunterricht und wurden mit zusätzlichen Sprach- und Rechenlektionen gefördert. Die Schulinspektoren stellten fest, dass Mädchen eindeutig schulkonformer unterwegs waren – «fleissig und verantwortungsbewusst und viel leichter und besser lesen lernten als die Knaben». War das der disziplinierenden Wirkung des Handarbeitsunterrichts zu verdanken? Mussten möglicherweise auch Knabenhände mit Hand-

Arbeit beschäftigt werden und nicht bloss mit Schreiben und Turnen? Ein Handfertigkeitsunterricht für Knaben konnte sich nur als fakultatives Unterrichtsfach durchsetzen. Der geschlechterdifferenzierte Unterricht erfuhr seinen Höhepunkt in der Nachkriegszeit – zur Zeit, als das Markus-Schulhaus gebaut wurde: Im Laufe der neun Schuljahre erhielten die Mädchen 660 Stunden weniger Rechnen, Sprache sowie Realien und überhaupt kein technisches Zeichnen, dafür aber bis 1060 Stunden Handarbeiten und 120 Stunden Hauswirtschaft.

Die Schülerinnen blieben weiter auf Erfolgskurs, was 1966 im Grossen Rat zu einer längeren Debatte führte: Laut Statistik seien kantonal rund 1000 Mädchen mehr als Buben in die Sekundarschule aufgenommen worden. Diese Benachteiligung der Buben könne sich auf die Dauer für die Volkswirtschaft negativ auswirken. Trotz des Protestes des Stadtberner Schuldirektors Sutermeister gegen diesen

«logischen und materiellen Nonsens» wurde in der Folge ein Prüfungsmodus praktiziert, der den Leistungserfolg der Mädchen bremsen sollte: Zwar «sollen die Mädchen nicht benachteiligt, jedoch die Buben etwas bevorteilt werden»; die Kinder wurden geschlechtergetrennt geprüft; bis in die 1980er-Jahre wurden gleich viele Knaben und Mädchen in die Sekundarschule aufgenommen.

So gesehen, zeigt das Wandbild des Künstlers Peter Stein am Markus-Schulhaus die konkrete Schulsituation 1956. Historisch korrekter Titel deshalb: Die Schülerin hat gelernt und strickt, der Schüler lernt immer noch.

Katharina Kellerhals ist Bildungshistorikerin in Bern.

Liebe Leserinnen und Leser

Dieser Ausgabe liegt kein «Magazin» bei. Die nächste «Magazin»-Ausgabe erscheint am 12. August. (red)